

4. Ausblick

Es ist frappierend, wie ähnlich die Benennungspraxis der *beni ngoma* im ehemaligen Deutsch-Ostafrika derjenigen der *oturupa* im ehemaligen Deutsch-Südwestafrika war und auch aus Kamerun wurde berichtet, dass sich ehemalige Kameraden an den Gräbern der gefallenen *weißen* Soldaten trafen, um Deutsch zu sprechen und ihre Erinnerung zu pflegen (vgl. Kapitel 3.3 „Kosmopolitische Perspektiven“, S. 208). Dies mit dem im deutschen Diskurs etablierten Begriff der „Treue“ gleichzusetzen, würde jedoch afrikanische Interessen und Handlungsmacht und deren Verständnis von den Rechten und Pflichten von professionellen Soldaten ausblenden. Die „Treue“ der Askari „bis in den Tod“, die besonders im deutschen Diskurs der Zwischenkriegszeit von kolonialrevanchistischen Gruppen beschworen wurde, war aus der Perspektive der *schwarzen* Kolonialsoldaten selbst an Erwartungen an die deutschen Offiziere geknüpft und konnte, wurden diese nicht erfüllt, aufgekündigt werden. Das Verhältnis der *schwarzen* Soldaten zu den *weißen* Vorgesetzten wurde somit aus der Perspektive der *schwarzen* Kolonialsoldaten in bestehende Vorstellungen von Patronageverhältnissen eingebettet. Die eigenen Patronagesysteme und Männlichkeitsentwürfe, die die *schwarzen* Soldaten aufbauten, waren aus kolonial-deutscher Perspektive dabei unerwünscht und widersprachen der Vorstellung klarer „Rassehierarchien“. In hegemonialen Darstellungen im deutsch-kolonialen Repräsentationsraum wurde der *schwarze* deutsche Kolonialsoldat eher anonymisiert – ganz gemäß biopolitischen Visionen – als „Menschenmaterial“ dargestellt und diente damit der Herstellung und Selbstvergewisserung der *weißen* Männlichkeit als pater familias mit großem Gefolge. Diese inszenierte Entmännlichung *schwarzer* Männer stand im Gegensatz zur eigenen Inszenierung der Soldaten als Vorsteher großer Haushalte mit oft mehreren Frauen, vielen Kindern und Dienern. Deren Präsenz wurde auf der Ebene der Repräsentation versucht auszuschließen.

Wie in der Einleitung bereits angedeutet, gab und gibt es antikoniale Positionen, die die *schwarzen* Kolonialsoldaten als Söldner brandmarken. Die historischen Ausführungen haben jedoch gezeigt, dass ihnen dieses Stigma nicht gerecht wird, die Gruppe der Menschen sehr heterogen war, sich als professionelle respektable Soldaten sah, am Ende der Kolonialzeit mehrheitlich aus den Kolonialgebieten selbst kam und stets in komplexe Machtverhältnisse und Hierarchien eingebunden war. Nach der deutschen Kolonialzeit waren sie als

german soldiers weiterhin einflussreich und konnten von dem erworbenen Prestige zehren, wie die Interviews aus Kamerun gezeigt haben, und das obwohl die *german soldiers* gleichzeitig als diejenigen erinnert wurden, die brutale koloniale Gewalt ausübten.

Im Raum der kolonial-deutschen Repräsentation – in Text, Bild und Performanz – zeigte sich dabei der Versuch, eine homogene und stabile koloniale Ordnung zu schaffen, als stets prekär und bedroht. Die Uniformen, die in West-, Ost- und im südwestlichen Afrika von Afrikanern benutzt wurden, können als subversive Handlungspraxis von Kolonisierenden – im Sinne von Bhabas kolonialer Mimikry – gelesen werden. Koloniale Mimikry fungiert einerseits als Übersetzung kolonialer Macht und andererseits als Verunsicherung derselben. Wichtig erscheint an dieser Stelle jedoch gerade die Uneindeutigkeit kolonialer Machtverhältnisse auf der einen Seite und auf der anderen Seite eine Kontinuität des bereits in vorkolonialer Zeit etablierten militärischen Habitus'. Für dessen Etablierung waren kosmopolitische Stile – jenseits von einfachen Dichotomien – prägend gewesen. Sie bezogen sich auf einen multifokalen Raum, der als atlantischer (Europa, Westafrika, Karibik, USA), pan-islamischer (Ostafrika, Arabien, Nordafrika) mit unzähligen Übergängen und ständigen Kontaktzonen bezeichnet werden kann. Die Mobilität der in diesen Räumen aktiven Protagonisten über soziale und geografische Räume hinweg wurde bereits angedeutet (vgl. Kapitel 2.1 und 2.2). Anstatt also klare Oppositionen zwischen einer homogenen Gruppe der Kolonisierenden und einer homogenen Gruppe der Kolonisierten herauszustellen mit einem „hybriden Raum“ dazwischen, scheint es sinnvoller zu sein, von sich ständig gegen- und ineinander auflösenden Repräsentationssystemen zu sprechen, die von konstanter Verwirrung, Uneindeutigkeit und Dialog – durchaus auch asymmetrischem – gekennzeichnet sind. Ebenso wie Differenz konstituiert wird, wird sie gleichzeitig wieder ausgelöscht. Es ist von daher in Frage zu stellen, ob die Uniformierungen Njoyas und seiner Notabeln oder die Inszenierung Kahigis „europäisch“ zu nennen ist. Somit ist Mimikry auch eine Frage der Perspektive und „koloniale Mimikry“ nicht nur ein Resultat von „double vision“ oder „double consciousness“, sondern polyvalent. Im Perspektivwechsel werden weitere fundamentale Verschiebungen europäischer Konzepte deutlich, zum einen durch die komplexe gelebte soziale und historische Praxis zum anderen durch die Einbettung, An- und Umeignung in bestehende Repräsentationssysteme. Ein einfaches und unmittelbares Verstehen ist dabei aus keiner Perspektive möglich.

Mir scheint „Missverstehen“ eine Konstante in *schwarz-weißen* Begegnungsgeschichten zu sein. Auch der kamerunische Historiker Madiba Essiben sprach für den 1884 zwischen Duala und Deutschen abgeschlossenen Vertrag und dessen Folgen von einem „Missverständnis“, ebenso der kamerunische Filmemacher Jean-Marie Teno über die deutsche Kolonialzeit („Le malentendue colonial“, vgl. Essiben 2005). Dieses „Missverstehen“ setzt sich bis in die Gegenwart

fort, allerdings nicht an allen Stellen ungebrochen. Chakrabarty (2007) beschrieb beispielsweise die Tatsache, dass das „Europa“ in Bengalen zur Kolonialzeit bedeutete, etwas ganz anderes war, als die Art, wie Europa sich selbst definierte. Becks Vision des „kosmopolitischen Blicks“, der dialogisch sei für „Ambivalenzen im Milieu verschwimmender Unterscheidungen und kultureller Widersprüche“ scheint sich somit für diesen Fall als Illusion zu erweisen (vgl. Beck 2004: 10). Ein Beispiel am historischen Dokumentarfilm kann abschließend einige der Schwierigkeiten aber auch Möglichkeiten, dieser fortgeschriebenen Missverständnisse aufzeigen. Ausgehen möchte ich von einer Szene im 1966 ausgestrahlten Dokumentarfilm „Heia Safari“ von Ralph Giordano: Am Strand von Tanga im damaligen Tanganyika – sehr idyllisch unter Kokospalmen – sitzen mehrere alte Herren im *kanzu*, dem langen Hemd der angesehenen islamischen Bevölkerung Ostafrikas, und singen leise das Lied „Ich hatt' einen Kameraden“.

Auch Giordano, dessen Hauptanliegen in dem Film war, koloniale Gewalt aufzudecken und zu verurteilen, konnte sich der Eindrücklichkeit dieser Szene nicht entziehen, wiewohl diese alten Herren doch die Soldaten waren, die den kolonialen Terror entfachten – die Männer also, die die ostdeutschen Historiker als skrupellose Söldner sahen. Durch die persönliche Begegnung mit ihnen eröffneten sich Giordano jedoch Perspektiven auf den deutschen Kolonialismus, die außerhalb des deutschen Kontextes und der Dichotomie von „treuen Askari“ zu „skrupellosen Kolonialsöldnern“ standen. Er hatte die ambivalente und sich einfachen Dichotomien wie „gut“ und „böse“ widersetzende Natur der Kolonialsoldaten erfahren. Im Gegensatz zur Mehrheit seiner Zeitgenossen befand er deren ungewohntes „Kaiserlich-Deutschsein“ nicht als Genugtuung und „Beweis“ für Deutschlands Größe im Rekurs auf Debatten der 1920er Jahre um „Deutschlands Fähigkeit oder Unfähigkeit zur Kolonisation“. Giordano war explizit ANTI-kolonial eingestellt. Durch viele Gespräche mit Afrikanern, die die deutsche Kolonialzeit miterlebt hatten, war er aber auch mit der sozialen Realität konfrontiert worden, die durch den Kolonialismus entstanden war und die Lebenswege und Biografien hervorgebracht hatte, die sich nicht leicht in die politischen Debatten in Deutschland auflösen ließen. Spätere antikonkoloniale Positionen, wie der 1978 entstandene Film „Liebe zum Imperium“ umgingen solche Widersprüche, indem sie die *schwarzen* deutschen Kolonialsoldaten nicht thematisierten, ja, ihre Existenz bewusst aus ihrem bildlichen Material tilgten (vgl. Kapitel 2.5 „Von den deutschen zu den armen Askari“, S.116). Schmitz hat 1998 für Dokumentarfilme über den deutschen Kolonialismus in Togo ebenfalls von einer „Reinigung“ der eigentlich ambivalenten Bilder und Symbole der kolonial-deutschen Vergangenheit gesprochen. Dabei verweist sie auf einen Prozess, der es in der heutigen deutschen Perspektive ermöglicht, sich ungebrochen in die Kontinuität des Modernisierungsdiskurses zu stellen und dabei die eigene Position ganz klar von der anderen zu trennen. Die deutschen Spuren



■ Postkarte des „Kolonialkriegerdankes der Zwischenkriegszeit“.

werden als Symbole für Ordnung und Effizienz inszeniert, die afrikanische Gegenwart als archaisch und „unterentwickelt“ (vgl. Schmitz 1998). Die tatsächliche Veränderung im Bildausschnitt in dem Film und Begleitbuch „Liebe zum Imperium“ „reingt“ die Hinrichtungsszene komplett von der tatsächlich dort abgebildeten Präsenz der Askari. Solcherlei Verfahren zeigen also, dass, wie Schmitz schreibt, der Rückblick auf den deutschen Kolonialismus „zum bloßen Blick auf die eigene Identität [gerät]“ (ebd.: 212), des sich „modern“, „fortschrittlich“ und „überlegen“ imaginierenden Europäers.

Das Beispiel des Filmes von Giordano zeigt die mediale Vernetztheit von Erinnerungsräumen, die eben nicht geschlossen und unüberwindbar nebeneinander stehen. Die Konfrontation von Ralph Giordano in den 60er Jahren mit den afrikanischen Zeitzeugen und deutschen Kolonialveteranen ist ein Beispiel dafür. Das „Verschwinden“ der Askari aus dem Blickwinkel antikononialer Anklagen, wie dem Bild von 1978, steht paradigmatisch für die machtvolle Aufrechterhaltung der eigenen Position durch ein Verschweigen des Ambivalenten. Dies ist als eine diskursive Strategie zur Aufrechterhaltung der erwünschten „Wahrheit“ zu sehen. Der Produzent dieser medialen Inszenierung von Geschichte wird erst durch die Aufdeckung der Zensur als politisch handelnder Akteur sichtbar.

Spätere deutsche Filmemacher, die in Afrika nach der deutschen Kolonialgeschichte suchten, verfielen mehrheitlich der Kolonialromantik, auch Reiseführer verweisen meist recht unkritisch auf das positive Bild, das Deutschland in den ehemaligen Kolonien hätte. Im 2006 vom ZDF ausgestrahlten Spielfilm



- Plakat eines ZDF-Zweiteilers aus dem Jahr 2006. Verfilmung mit Iris Berben in der Hauptrolle. Im Hintergrund sieht man verschwommen *schwarze* Kolonialsoldaten.

„Afrika, mon amour“ mit Iris Berben in der Hauptrolle wird ein zaghafter Versuch gemacht, sich der Figur der Askari komplex zu nähern. Die wahre Heroin bleibt jedoch die deutsche Frau als aufopfernde Krankenschwester, der der „treue Askari“ folgt, mit dem sich aber immerhin ein vertrauliches Gespräch entwickelt, in dem er nach seinen persönlichen Gründen gefragt wird, warum er in die deutsche Kolonialarmee eingetreten sei. In der gesamten Inszenierung des Krieges bleiben aber die *weißen* Figuren dominant. Auch auf den Plakaten, die prominent in deutschen Großstädten hingen waren *schwarze* Kolonialsoldaten nur verschwommen im Hintergrund zu sehen – exotisierend mit Palmen und Kamelen – eigentlich einem Wahrzeichen der „*weißen* Reiter“ der deutsch-südwestafrikanischen Kolonialtruppe, das anscheinend wegen seines Wiedererkennungswertes für das Plakat ausgewählt wurde. Die Reiter fehlen auf dem Plakat von 2006. Der Platz des *weißen* Mannes bleibt zwar leer, aber sichtbar. Es erscheint wie eine Hommage an das Gewaltdispositiv des Kolonialismus, deren Heroen, die „treuen Askari“ und die „Reiter aus Südwest“ als gemeinsamen Hintergrund für das Plakat auszuwählen und lässt den romantisierenden Titel „Afrika, mon amour“ noch obskurer erscheinen, zumal es ja die *weiße* Frau ist, die diese Liebe bekennt. Die bildliche Verbindung von *weißer* Frau und *schwarzem* Mann verweist auf (post-)koloniale Ängste *weißer* Männer. Sie kann auch gelesen werden als Verlangen der *weißen* Frau nach kriegerischer Männlichkeit, so wie sie auch in den Büchern und Filmen à la „die weiße Massai“ zu finden sind. Hier bleibt Afrika

die Projektionsfläche für *weiße* Abenteuerphantasien und Grenzüberschreitungen. In der Werbung – vorzugsweise für Kaffee und Kakao – haben solche kolonialen Bilder ebenfalls noch Gültigkeit. In Afrika funktioniert für viele *Weiße* die Verschränkung von „Rasse“ und Klasse bis heute, ganz besonders wenn sie in Institutionen wie der Entwicklungszusammenarbeit und dem Diplomatischen Dienst arbeiten. In ehemals von Deutschland kolonisierten Gebieten arbeitende Deutsche konstatieren meist ebenfalls ein positives Bild der Deutschen in diesen Ländern. Nur Einzelne unter ihnen nehmen sich die Zeit, um tiefer gehende Fragen zu stellen. Wie Befragungen unter Deutschen in Kamerun zeigten, die ich im Jahr 2000 mittels anonymer Fragebogen durchführte, war die absolute Mehrheit von ihnen der Meinung, sie wisse mehr über die deutsche Kolonialzeit als die Kameruner selbst, weil sie besseren Zugang zu Informationen hätten. Viele der dort als so genannte Experten (auch im Kulturwesen) arbeitenden Deutschen sind der Meinung, in Kamerun werde die Geschichte „falsch“ dargestellt und die Debatten, die in Deutschland über die Kolonialgeschichte geführt würden, zeigten ein „besseres“, „richtigeres“ Verständnis von Geschichte. Hier zeigt sich eine Tradierung *weißer* Überlegenheitsinszenierungen, die ohne Kenntnis der vielschichtigen in Kamerun eingesetzten Erinnerungsmedien argumentiert und die auf der Annahme beruht, die „wahre Geschichte“ ließe sich neutral formulieren (vgl. Michels 2006). Erstaunlich aktiv sind die deutschen Botschaften, d. h. die offiziellen Vertretungen Deutschlands in diesen Ländern, in der Pflege von Gräbern und Bauten, wobei sie dabei sehr häufig auf Finanzmittel solcher offener kolonialapologetischer Organisationen wie des bereits erwähnten Traditionsverbandes deutscher Schutz- und Überseetruppen zurückgreifen, der immer noch aktiv ist und durch seine Präsenz im Medium Internet großen Einfluss gerade auf jüngere Benutzer ausübt. So gelingt es den Deutschen mehrheitlich – sowohl in der direkten Konfrontation vor Ort, als auch in Deutschland – die komplexen Vergangenheitsbezüge in Afrika zurückzuweisen, bzw. nicht wahrzunehmen. Wie ich argumentiert habe, liegt dem ein grundsätzlicher Überlegenheitskomplex und damit verbunden ein Missverstehen zu Grunde, das auf Ignoranz und mangelndem Kontextwissen beruht.

Die postkoloniale Situation ist weiterhin geprägt durch asymmetrische Machtverhältnisse, deren Aufrechterhaltung der selbst ernannten „ersten Welt“, durch verschiedene Dispositive gelingt, die ihren Ursprung meist im Kolonialismus haben. Als erstes zu nennen wäre hier der breite Bereich Entwicklungszusammenarbeit, der zum Beispiel im Crossrivergebiet Kameruns durch eine Vielzahl kleinerer Projekte und ein großes, zeitweilig von deutschen Experten mitbetriebenes Naturschutzprojekt repräsentiert ist. Diese Entwicklungszusammenarbeit schreibt Machtverhältnisse fort – einerseits durch die materielle Ausstattung der Projekte und ihrer Mitarbeiter, andererseits durch massive Eingriffe in das Leben der Menschen, die teilweise sogar mit Gewalt durchgesetzt

wurden – im Bereich des Naturschutzes – eines sehr fragwürdigen aber auch sehr mächtigen Dispositivs – offenbar keine Seltenheit.⁸⁷ Es erstaunt daher nicht, dass die von mir befragten Menschen die „Entwicklungs-Deutschen“ mit den „Kolonialbeamten“ in eine Linie stellten, allerdings betonten, dass sie in der heutigen Zeit auch ihre Wünsche berücksichtigen sollten. C.S.L. Chachage, Soziologieprofessor an der Universität von Dar-es-Salaam verbindet gleichfalls die Ereignisse des Maji-Maji-Krieges mit der Errichtung des Selous-Reservates im Süden Tansanias und benennt eine deutliche Kontinuität zwischen Kolonialismus und Naturschutz:

„The [Maji Maji] war resulted into an appalling ecological disaster across southern Tanzania. [...] Selous was expanded to the detriment of people's livelihood. Germans were to ban African hunting in South East Tanzania. [...] Over the years, Germany, through GTZ has been spending millions of money in conservation measures. These measures resulted into the harassing and beating of the poor men, women and children of Southern and Southern East Tanzania on the pretext that they were poachers and illegal arm owners.“ (Chachage 2006)

In kosmopolitischen Räumen lebende Afrikaner, wie die Kamerunerin Veye Tatah, Herausgeberin der auf Deutsch erscheinenden Zeitschrift „Africa positiv“, mischen sich denn auch kritisch in die Debatte über „Entwicklungshilfe“ ein. Im hegemonialen westlichen Diskurs wird „Entwicklungshilfe“ stets zu einer „guten“ Forderung, der neben Hilfsorganisationen auch Popstars Ausdruck verleihen. Veye Tatah hingegen äußert sehr pointiert: „Ich stehe auf dem Standpunkt, dass Afrika keine Entwicklungshilfe benötigt. Wenn die Europäer ihr schlechtes Gewissen, das durch die Ausbeutung der afrikanischen Länder während der Kolonialzeit entstanden ist, entlasten wollen, dann sollten sie einen Wiedergutmachungs-Fonds einrichten. Ich habe vor allem auch ein Problem mit dem Wort ‚Entwicklungshilfe‘. Das ist [...] demotivierend. Die Empfänger von Entwicklungshilfe werden in eine Position gebracht, durch die man nicht als gleichwertiger Partner angesehen werden kann. Es kann nicht sein, dass immer Experten nach Afrika kommen, um dort die Länder zu entwickeln. Die Afrikaner wissen doch selbst, wo der Schuh drückt.“⁸⁸ C.S.L. Chachage wird noch deutlicher:

„The fact that Germany can dictate (of course not directly) on some issues, and even decide that she understands better what Tanzanians want, simply demonstrates the fact that what is supposed to be a ‚positive direction‘ is an acknowledgement that Tanzanians are a subservient people to German economic interests [...] No wonder

87 Vgl. z. B. für den Mount Cameroon Fisiy (1996).

88 Zitiert aus einem WDR-Interview mit ihr vom 4. Juli 2007, http://www.wdr.de/themen/politik/international/g8_gipfel/050606_interview/050606.jhtm.

that GTZ could sponsor what are called KAP studies (Knowledge, Attitudes and Practices) on their projects, since with the failure of the water projects in Tanga, for example, they were convinced that there was something wrong with the knowledge, attitudes and practices of Tanzanians. [...] It is such studies that perpetuate the colonial language in this country.“ (Chachage 2006)

Dem kenianischen Ökonomen James Shikwati ist es in den letzten Jahren zunehmend gelungen, mit diesen Thesen eine global geführte Debatte anzustoßen. Auch er verbindet seine radikale Kritik an Entwicklungshilfe mit dem Kolonialismus:

„Kenyans should not fall into the trap being set by Westerners through ; such a drive evokes the memories of the infamous Berlin conference where Western powers euphemistically resolved to modernize (plunder) Africa. The aid effectiveness drive is meant to check „rogue states“ that want to join the Aid Pie strategy to dominate and access raw materials – China, India, Turkey, Iran, Russia, Brazil among others. Kenya should take advantage; develop its own interests, equipped with the knowledge that Foreign Aid will not develop Kenya!“ (Shikwati 2008)

Afrikanische Kritik fordert zur Kosmopolitisierung unseres Blickes auf, „als Resultat und Voraussetzung begrifflicher Restrukturierung und Wahrnehmung“ (vgl. Beck 2004: 8) – eine Umkehrung der eingeübten Richtung des Wissenstransfers. Diese eingeübten Richtungen werden derzeit auch durch neue *global players*, wie Indien, China und Brasilien, herausgefordert und können so bestehende Widerstände und Einsprüche verstärken, wie die des Post-Development (vgl. Kapitel 2.5, S. 116) und afrikanischer Intellektueller, die zunehmend mehr auch in Europa hörbare mediale Aufmerksamkeit, erlangen.

Gerade Widersprüche, verschiedene Gewichtungen, Aussparungen, Ausschmückungen und Neuinterpretationen können – ernst genommen – scheinbar hegemoniale Deutungsmuster dezentrieren. Solche Widersprüche sollten als andauernder Dialog und Konflikt zugleich zwischen ehemals Kolonisierten und Kolonisierenden verstanden werden – ambivalente Figuren, wie die *schwarzen* Kolonialsoldaten stehen zentral darin. Ihre sich verändernde historische Position, sowohl im sozialen wie auch im repräsentativen Raum, bleibt widersprüchlich und kontrovers. Im langen Dialog zwischen verschiedenen kosmopolitisch agierenden Gruppen etablierten sich spezifische Militärkulturen mit heterogenen Elementen und Traditionen, die sich unter geänderten Bedingungen ständig veränderten. Dieser Prozess war multi-fokal – sein Zentrum in Europa zu setzen, macht eine lange Geschichte verschiedenster Netzwerke und Knotenpunkte unsichtbar. Solche Eindimensionalität und Allmachtsphantasien, wie sie auf der Ebene deutsch-kolonialer Texte und Bilder zu inszenieren versucht wurde, zu entmächtigen, und ihm polyphone Deutungsmuster und Handlungsalternativen entgegenzusetzen, war das Anliegen dieses Buches.